

Am Ende der Berliner Festtage: wieder Gastspiele des Volkstheaters Rostock, das schon seit Jahren das Programm des herbstlichen Theater- und Musiktreffens in der Hauptstadt um wichtige Aufführungen aus seinem Repertoire bereichert hat. Diesmal nun drei Stücke progressiver Autoren des westeuropäischen Theaters: Hochhuths „Tod eines Jägers“ (davon wurde schon berichtet), Wolfgang Hildesheimers „Mary Stuart“ und Peter Weiß' „Wie dem Herrn Mockinpott das Leiden ausgetrieben wird“. Die beiden letztgenannten Aufführungen wurden im Probenhaus des BE gezeigt, wie sie auch in Rostock dem Atelier-Theater, einem der kleineren Spielorte des Ensembles, zugewiesen sind.

Hildesheimers „Mary Stuart“, eine so psychologische wie von sehr praktisch-realistischen Haltungen bestimmte Studie der Maria Stuart und ihrer engsten Umgebung in den Stunden vor ihrer Hinrichtung, ist eigentlich eines jener Stücke des gehobenen Boulevardtheaters der fünfziger und sechziger Jahre, wo oft auch – wie hier – mit historischen Figuren und Ereignissen spielerisch-geistreich umgegangen wird, indem man sie zum Zwecke theatralisch-vergnüglischer Unterhaltung an heutigen Gedanken und Denkweisen mißt. Eine Portion absichtsvoll-amüsanten Anachronismus ist da mit im Spiel, nicht zuletzt über die sehr gegenwärtige, sich gar nicht in historischer Struktur verlierender Sprache, und mit witzvollen Verfremdungen, die mitunter den Blick auf Details eines längst vom Geschichtsbe-

Historische Studie und eine clowneske Moritat

Zu zwei Aufführungen des Volkstheaters Rostock

wußtsein verarbeiteten Vorgangs neu schärfen.

Hildesheimers Stuart (Ursula Figelius) flüchtet sich in ihrer zunächst alleinigen Begegnung mit den Henkern (Kurt Wetzel und Peter Zilles) aus nervös-überreizter Verfassung in die herrische Deklamation ihrer ungebrochenen Königin-Anmaßung, erinnert an die fanatisch-selbstgerechte katholische Glaubenseiferin, die grausame Reaktionärin. Wenn ihr dann Arzt und Apotheker (Siegfried Kellermann und Erich Altröck) beruhigende Tränke verabfolgt haben, steigert sie sich in girrende Euphorie, kehrt die Unberechenbarkeit der ewig herrschsüchtigen Intrigantinnen hervor, jäh und im übergangslosen Taumel zwischen verblendetem Eigensinn und törichter Sentimentalität.

Vor Jahren sah ich einmal Ionescos „Der König stirbt“, ein langweiliges Gerede-Stück im Ausgang des absurden Theaters um eine „Endspiel“-Situation. Hildesheimer, der auch einmal Vertreter der Absurden war, gebraucht das Absurde in der „Mary Stuart“ höchstens noch, um mit geschickt und kenntnisreich gemachten Dialogen und drama-

tisch weitaus konturierteren Szenen auf die Absurdität im Verhalten seiner Hauptfigur zu verweisen: als einer ruinierten Haltung am Rande einer heruntergekommenen Epoche.

Um die Königin und vor ihren Augen balgen sich Diener und Vertraute um die Reste ihrer Hinterlassenschaft (soweit sie die nicht ohnehin schon auf die Seite gebracht haben). Um das Erbe wird gerauft, noch ehe die Erblasserin abgetreten ist. Die Furcht vor der grausamen Intrigantinnen ist vorbei; ihre Macht ist dahin. Man arrangiert sich schon – Glauben hin, Religiosität her – mit den Briten. Den höhnisch erwähnten Ehebeziehungen der Stuart, die stets vom Mythos politischer Ranküne diktiert waren, stellen die Zofen und Berater ihre sinnlich-hemmungslosen Buhlereien entgegen: Das Antihumane wird sich fürderhin pur und ohne „Glanz“ zeigen.

Hanns Anselm Perten hat in Falk von Wangelins dunkelrot-äustärer Ausstattung das Spiel inszeniert: wie aus einer gelassen-sezierenden Distanz heraus, dabei die Akzente des Sarkastischen unaufdringlich setzend.

Am folgenden Abend: „Herr Mockinpott“ von Peter Weiß, dessen dramatisches Schaffen fester Bestandteil der Rostocker Theaterarbeit ist (in dieser Spielzeit wird sein Stück „Der Prozeß“ nach Kafkas Roman inszeniert). „Herr Mockinpott“ ist eine clowneske Moritat um einen naivgläubigen braven Mann, der neben seiner bürgerlichen Rechtschaffenheit um Besitz, Ehefrau und Arbeitsplan geprellt wird und erst im Himmel, da ihm Gottvater dieselben Phrasen vorleiht wie Advokat, Doktor und Minister, der dann also endlich die Faxen dicke hat und sich einen aufrechten Gang zulegt: Da hat's dann der brave kleine Herr Mockinpott über, am Elend der ihm auferlegten bürgerlichen Wohlstandsgesellschaft zu leiden, er besinnt sich auf sich selber und zieht – wortwörtlich genommen – die Schuhe endlich richtig an, um nicht mehr über seine naiv gehorsame Biederkeit zu stolpern.

Hier hat Perten, wieder von Wangelin unterstützt, die elf dem sperrig-lustigen Pritschenkasperletheater entnommen Szenen in den derben Rahmen einer nackten Holzbühne gestellt, die Farben der Ausstattung sind wie ein Musterstück kindlich-naiver Malerei, und die Szenen werden knallig und geradezu gespielt und machen eben so auch den pffiffigen Hintersinn, das Parabelhafte erkennbar. Manfred Schlosser ist mit verrutschter Brille und ungläubigem Zwinkern ein rührend naiver Dämlack und Untertan, der sich brav und dumm verhält und das Fragen nach seinem Recht doch nicht lassen kann.

Rainer Kern d l